

# Golem oder Pygmalion: Lebens- und Lernwelt oder Ghetto?

## Wie Kinder und Jugendliche in der Messestadt leben

KARL-MICHAEL BRAND

Die Messestadt Riem ist der zweitjüngste Stadtteil Münchens, und das in zweierlei Hinsicht: als am Reißbrett entstandener Stadtteil auf dem Gelände des ehemaligen Flughafens und als bevorzugter Wohnort von jungen Familien und damit augenblicklich kinder- und jugendreichster der Landeshauptstadt mit allen daraus resultierenden Problemen. Im südlichen Teil des ehemaligen Flughafens ist hier ab 1999 ein Neubaugebiet mit Miet- und Eigentumswohnungen nach dem München-Modell ohne Hochhäuser und mit begrünten Innenhöfen am Stadtrand entstanden. Mit den ‚Riem Arcaden‘ steht ein gewaltiges Einkaufszentrum zur Verfügung. Aufgrund zahlreicher verkehrsberuhigter Zonen, vieler Kindergärten sowie dreier Grundschulen wird die Messestadt als ein besonders geeigneter Wohnort für junge Familien angesehen. Nach längerem Vorlauf wird nun auch ein neuer Schulcampus mit Realschule und Gymnasium sowie eine Filiale der Volkshochschule München entstehen. Im Zuge der Bundgartenschau 2005 wurde mit dem Riemer Park die drittgrößte Parkanlage der Stadt als Erholungsgebiet geschaffen. Eine Vielzahl städtischer Einrichtungen unterstützt und begleitet die Bewohner aus 111 Herkunftsnationen. Bürgerliches Engagement wird großgeschrieben.

Auf der anderen Seite: Neben dem Konsumtempel „Riem Arcaden“ gibt es so gut wie keine gewachsenen Strukturen im Stadtteil mit kleinteiligen Anlaufpunkten wie Läden, Cafés, Kneipen oder Gesundheits- und Serviceeinheiten. Die Architektur wirkt – zumindest bei oberflächlicher Betrachtung – in ihrer Einheitlichkeit etwas trostlos und abweisend, auch vor dem Hintergrund von öffentlichen Räumen wie Ladenlokalen in den Erdgeschossbereichen. Am Wochenende wirkt der Stadtteil ruhig – zu ruhig. Bettelarme und gutbürgerliche Menschen wohnen hier im selben Viertel oft eher nebeneinander als zusammen. Arbeits- und Wohnort der Messestadtbewohner befinden sich in der Regel in komplett abgekoppelten Umfeldern.

Für Kinder und Jugendliche hat dies Konsequenzen für deren aktive Lebensweltaneignung und mögliche Bildungschancen im Mittelpunkt ihres Sozialraums: Der Anspruch „Lebensumwelt als Lernraum“ muss hier vor dem Hintergrund fehlender gewachsener Nachbarschaften, kleinteiliger Läden und wenigen Arbeitsmöglichkeiten der Eltern im Wohnumfeld oder mangels anderswo oftmals umtriebiger Vereine neu gedacht werden. Begegnungen zwischen verschiedenen Herkunftskulturen und damit gelebte Integration haben andererseits in einem derartig

multikulturellen Stadtteil eine gute Chance, weil es irgendwie normal ist, verschieden zu sein.

Schule und Betreuungseinheiten bekommen im Viertel einen ganz besonders hohen Stellenwert. Dies aus dem einfachen Grund, weil bei den meisten Familien beide Elternteile Vollzeit arbeiten und ein früheres Heimkommen vielfach nicht organisiert werden kann und bei vielen Kindern Förderbedarf (z.B. Sprachförderung) besteht.

Gerade Jugendliche benötigen unbedingt Freiräume in ihrem Lebensumfeld, auf die sie selbst Einfluss nehmen können, um sich auszuprobieren und austoben zu können. Jugendlichen ist es seit jeher wichtig, ihre eigene Kultur zu leben – deutlich unterscheidbar von und auch in Opposition zu der Lebensumwelt



FOTO © KARL-MICHAEL BRAND

der Älteren. Dahinter steht ein nachvollziehbarer Wunsch nach Abgrenzung von der bestehenden Kultur der Erwachsenen, da diese den Heranwachsenden keine sie befriedigenden Ausdrucksmöglichkeiten für ihr als neu empfundenenes Lebensgefühl anbietet. Die Folge: Jugendliche sind schwierig und haben es schwierig.

In der Messestadt leben im Schnitt sehr viele Jugendliche und junge Erwachsene in einem Quartier mit vergleichsweise wenigen offenen jugendaffinen Strukturen – die Folge ist: Sie werden an ihren Hotspots (z.B. Mauer am Platz der Menschenrechte) oft nur als störend wahrgenommen. Die Jugendlichen selber sind zum großen Teil in diesem Stadtteil aufgewachsen und empfinden ihn als ihr Zuhause, mit dem sie sich oft mehr identifizieren als mit den Orten ihrer Herkunft.



FOTO © KARL-MICHAEL BRAND

Zur Auflösung des Rätsels um die Überschrift: Der Künstler Pygmalion in der griechischen Sage schuf eine weibliche Statue – sein Ideal einer Frau – und verliebte sich schließlich in seine Kunstfigur, welche die Göttin Aphrodite auf seine Bitte hin zum Leben erweckte. Als *Pygmalion-Effekt* wird bezeichnet, wenn sich eine (vorweggenommene) positive Einschätzung im späteren Verlauf bestätigt. Das wird unter anderem dadurch ermöglicht, dass Autoritätspersonen ihre Erwartungen in subtiler Weise übermitteln.

Die negative Variante ist der *Golem-Effekt*, der besagt, dass auch die negativen Erwartungen einer Autoritätsperson zu einer verminderten Erwartung der untergebenen Person an sich selbst führen und damit die Leistung und das Vorankommen stark beeinträchtigen. Benannt wurde der Effekt nach der mittelalterlichen Figur des Golem, die in der jüdischen Mythologie eigentlich von Rabbi Löw erschaffen wurde, um als Beschützer des Prager Ghettos

zu dienen, dann aber mehr korrupt und gewalttätig wurde und deswegen zerstört werden musste.

Beides sind Bilder für eine selbsterfüllende Prognose, und es liegt letztendlich im Auge der Jugendlichen im Stadtteil selbst, ob sie in ihrer subjektiven Wahrnehmung „eine Ghetto-Existenz“ positiv oder negativ konnotieren, analog der oben beschriebenen Klischees als Pygmalion- oder Golem-Effekt. Zielführend für ein gedeihliches Zusammenleben ist dies aber in keiner Weise. Nicht hilfreich sind hier deswegen meiner Ansicht nach die in regelmäßigen Wellenbewegungen medial gehypten Befürchtungen, die Messestadt könne zum sozialen Brennpunkt verkommen. Diese sind ebenso wenig neu wie die direkte Verknüpfung dieser Ängste mit dem Bild von aggressiven Jugendlichen auf den Straßen des Quartiers, die der Lebensrealität des Stadtteils so nicht gerecht werden.

Alles in allem hält ein komplett neu von Planern entwickelter Stadtteil wie die Messestadt eine große Zahl von Risiken und Möglichkeiten bereit, die neue Denkanstöße und ein bürgerschaftliches Miteinander erfordern. In der Messestadt ist hierzu schon sehr viel Positives geschehen aus der Erkenntnis, dass man auch Verläufe nachbarschaftlicher Entwicklung durch Inszenierungen sozialer und kultureller Art bedarfsorientiert anschieben kann und muss, die sich in über Jahre oder Jahrzehnte „gewachsenen“ Stadtteilen organisch entwickeln konnten. Ein Großteil der Bewohner identifiziert sich mit dem Quartier und ist sehr interessiert an den weiteren Entwicklungsverläufen.

Doch eines sollten wir nicht vergessen: Kinder und Jugendliche sollen und wollen mitreden, wie sich ihr Stadtteil entwickelt. Es gilt also, das Spannungsfeld zwischen Teilhabe und Protest auszuhalten und konstruktiv zu organisieren im Interesse einer immer noch anhaltenden Stadtteilentwicklung.

Ein positives Beispiel aus eigener Erfahrung ist hier die Geschichte des „Quax, Zentrum für Freizeit und kulturelle Bildung“, einer Einrichtung der offenen Kinder- und Jugendarbeit im Stadtteil, die die Chance hatte, sich von Anfang an zusammen mit dem Stadtteil zu entwickeln und zu einem echten Bezugspunkt im Leben von Kindern, Jugendlichen und jungen Erwachsenen im Stadtteil zu werden – gerade auch durch Inszenierungen von Anlässen kultureller Bildung in den benötigten Betreuungsangeboten, partizipative Arbeitsformen oder ein Volunteersystem, das aus Teilnehmern frühestmöglich auch Mitverantwortliche macht.

Karl-Michael Brand, geb. 1965, Studium in München, Kunstpädagoge M.A., Geschäftsführer ECHO e.V., seit 2000 Projektleitung Quax, Zentrum für Freizeit und kulturelle Bildung in der Messestadt.